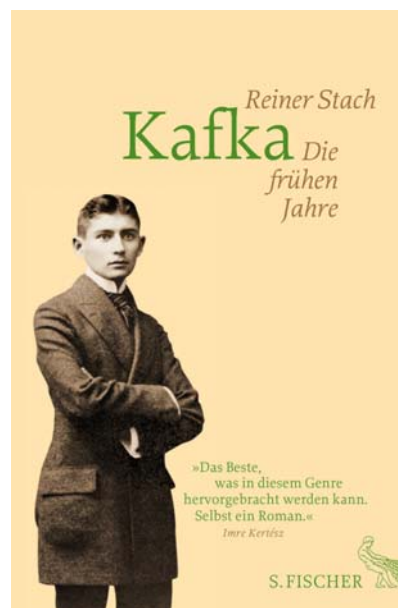


Leseprobe

Reiner Stach
Kafka. Die frühen Jahre

S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2014
ISBN 978-3-10-075130-0

S. 9-15 & 90-103



Nichts los in Prag

Think you heard this all before,
Now you're gonna hear some more.
Devo, GOING UNDER

3. Juli 1883, ein freundlicher, klarer Sommertag, nur schwach streicht die Luft durch die engen Gassen der Prager Altstadt, die sich schon um die Mittagszeit bis auf 30 Grad Celsius erhitzen. Zum Glück ist es keine schwüle Wärme; die wenigen Wolken, die am Nachmittag heraufziehen, sind harmlos, und so freuen sich Tausende von Pragern auf einen lauen Abend in einem der zahllosen Gartenlokale, bei Pilsener, Wein und Blasmusik. Heute ist Dienstag, da gibt es besonders viele »Militär-Concerte«, und im weitläufigen Biergarten auf der Sophieninsel geht der Rummel sogar um 16 Uhr schon los. Das ist die Zeit der Touristen, der Studenten und der kleinbürgerlichen Privatiers, denn gearbeitet wird natürlich noch einige Stunden länger, und für die wenig Beneidenswerten, die ihr Brot in irgendeinem Ladenkontor verdienen, spielt die Musik leider erst nach Sonnenuntergang. Selbst der Besuch einer Theatervorstellung hängt dann bisweilen von der Gutmütigkeit des Prinzipals ab. Für die Tschechen gibt es heute FEDORA, das neueste Melodram des französischen Erfolgsautors Victorien Sardou; die Deutschen hingegen dürfen sich im Volkstheater mit Nestroy amüsieren: EINEN JUX WILL ER SICH MACHEN. Und wem auch das zu anspruchsvoll ist, dem bleibt der Gang in »Wanda's Singspiel-Halle«, wo Fräulein Mirzl Lehner, genannt »die fesche Wienerin«, samt weiteren, »neu engagierten Kunstkräften« ihr »amusinges und äußerst anständiges Programm« präsentiert. Ein überschaubares Angebot für fast 160 000 Stadtbewohner.

Prag im Sommer, Prag im Frieden, die Stunden verstreichen, die Börsenkurse pendeln schwach (aber das tun sie seit zehn Jahren schon), das Leben scheint wie ermattet, selbst die üblichen, von den

Lesern des *Prager Tagblatt* und der *Bohemia* begierig aufgesogenen Meldungen über Hochstapler, Selbstmörderinnen und durchgebrannte Kassierer bleiben aus. In der ›Civil-Schwimmschule‹, dem öffentlichen Flussbad, fällt ein Kleinkind in die Moldau und wird von einem 13-jährigen Jungen gerettet. Das ist schon das einzige Unglück an diesem 3. Juli, das berichtenswert ist. Abgesehen von den natürlichen Todesfällen, die in so winziger Schrift vermeldet werden, dass man sie suchen muss. In der Hibernergasse stirbt ein 18 Tage alter, schwächlicher Säugling namens Augustin, und eine zweijährige Amalia stirbt an Tuberkulose. Aber wer will das wissen.

Und dennoch wird dieser Tag in die Annalen der Stadt Prag eingehen, aus zwei Gründen sogar, einem öffentlich sichtbaren und einem vorläufig verborgenen. Ein politischer und mentaler Schock trifft heute die Stadt, noch sind erst wenige informiert, doch in den Kaffeehäusern spricht sich das Unfassbare schnell herum, noch ehe die Presse reagieren kann. Soeben finden nämlich Wahlen zum böhmischen Landtag statt, der Kaiser selbst hat sie angeordnet, und zwar – das ist das Fatale – mit völlig neuen Konditionen. Wahlberechtigt sind, seit es Parlamente gibt, nur Männer, die einen Mindestbetrag an jährlichen Steuern zahlen, und dieses Limit hat die österreichische Regierung unversehens halbiert – mit kaiserlicher Billigung und zum Entsetzen eines kleinen, aber maßgeblichen Teils der Bevölkerung. Denn welche Folgen diese Entscheidung haben würde, das konnten sich auch politisch Ahnungslose an den Fingern abzählen: mehr Wahlberechtigte, also mehr Tschechen. Und das ist heute prompt eingetroffen, die Tschechen haben die Deutschen im Landtag überflügelt, sie besitzen eine solide Mehrheit, zum ersten Mal und sehr wahrscheinlich für immer. Denn wer würde es je wagen, das neue Wahlrecht anzutasten? Auch die Großgrundbesitzer votieren ja nun überwiegend tschechisch, die Handelskammern ebenso, und etliche wohlhabende Juden ziehen mit. Die Deutschen im Geschäftsviertel um den Altstädter Ring greifen sich an den Kopf: Selbst ihre unmittelbaren Nachbarn, die Bewohner der ›Josefstadt‹, des alten Prager Ghettos, haben mehrheitlich tschechisch gewählt, und wie zum Hohn sickert die Pointe durch, dass es wohl die jüdischen Metzger waren, die hier den Ausschlag gaben, Leute also, die zuvor noch niemals an die Wahlurne durften ...

Natürlich ist es nur eine Minderheit der Prager Bevölkerung, die sich für die Arbeit des böhmischen Landtags interessiert, und selbst

im gebildeten Bürgertum beider Sprachen sind es nur die zähesten Zeitungsleser, die einigermaßen Bescheid darüber wissen, welche Kompetenzen dieser Landtag eigentlich hat und welchen Einfluss auf den deutsch-tschechischen Alltag. Aber es ist ein symbolischer Sieg der Tschechen, der bei weitem wichtigste bisher, das verstehen alle, und darum ist er ›historisch‹. Auch die Verlierer sehen das so. Ihr Ton ist gedämpft, die deutschsprachige Presse hält sich zurück, man will die Tschechen, mit denen man doch in allen Stadtteilen auf Tuchfühlung zusammenlebt, nicht reizen und die eigenen Abonnenten nicht aufwiegeln. Nur die *Neue Freie Presse* aus Wien redet Tacheles, sie kann es sich leisten, die Leib- und Magenpostille der Liberalen, die selbstredend auch in Prag überall ausliegt. Hier erfahren die böhmischen Bürger, dass sie mit ihrem dummen Wahlverhalten das Ende des Abendlandes riskieren: »Sollte es wirklich dahin kommen, dass auch Prag rettungslos untergeht in der slavischen Fluth?« Nein und abermals nein. »Aus der Landstube mögen die deutschen Abgeordneten der Hauptstadt verschwinden, aber das Volk, welches die Straßen und Häuser füllt, wird bleiben, bis endlich der Tag kommt, welcher der slavischen Gegen-Reformation ein Ende macht, und Prag wieder wird, was es war, ein Mittelpunkt menschlicher, deutscher Cultur.«¹

Das ist starker Tobak, zu stark selbst für die staatliche Zensur in Wien, die das Blatt wenige Tage später konfiszieren wird. Doch der aggressive Tonfall, der chauvinistische Aufruhr verraten, wie gut man die epochale Bedeutung dieses Tages verstanden hat. Es ist immer eine Elite gewesen, welche die Macht in ihren Händen bündelte, doch von nun an wird die Mehrheit herrschen, legitimiert durch die bloße Proportion, die in Prag – daran ist nicht zu rütteln – nun einmal 4:1 zugunsten der Tschechen lautet. Was, wenn sich dieses Mehrheitsprinzip in der gesamten Monarchie durchsetzte? Dann wird man den Böhmen vorhalten, dass sie das schwächste Glied in der Kette waren und dass in ihrer Hauptstadt, exakt am 3. Juli 1883, die Kette gerissen ist.

Nicht alle Prager registrieren den Erdrutsch im böhmischen Landtag, bei weitem nicht. Das wirkliche Leben findet woanders statt, und wem ein kleines Kind namens Augustin oder Amalia stirbt, für den ist alles Politische ausgelöscht für lange Zeit. Ebenso aber auch denen,

die ein Neugeborenes begrüßen. Auch sie überschreiten eine Epochenchwelle, erleben den Anbruch einer neuen Zeit, hinter die es kein Zurück mehr gibt, und vor der warmen körperlichen Präsenz versinkt die übrige Welt.

Ebendies ereignet sich heute in einem Haus unmittelbar neben der St.-Niklas-Kirche, Ecke Maiselgasse/Karpfengasse, wo das seit erst zehn Monaten verheiratete jüdische Ehepaar Kafka lebt. Keine besonders gute Adresse, das Haus hat schon bessere Tage gesehen, einst war dies die Prälatur des berühmten Klosters Strachov, aber abgesehen von der Barockfassade ist von der Pracht nicht viel übrig. Seit langem dient das Gebäude als gewöhnliches Wohnhaus, die Nachbarschaft ist alles andere als repräsentativ und zum Anknüpfen neuer Kontakte nur wenig geeignet: auf der einen Seite die Kirche, in der seit einiger Zeit die Russisch-Orthodoxen ihre düsteren Gottesdienste halten, auf der anderen Seite mehrere verdächtige Spelunken und sogar Bordelle, die beinahe schon zur Josefstadt gehören, ein verwahrloster Kiez, dessen Abriss, so hört man, beschlossene Sache ist.

Die Kafkas werden hier nicht lange bleiben, das versteht sich, aber vorläufig müssen sie sparen. Denn ihr ganzes Vermögen – das heißt vor allem: die Mitgift von Frau Julie – haben sie in ein neu gegründetes Geschäft gesteckt, einen Handel mit Zwirn und Baumwolle, der nur wenige Schritte entfernt an der Nordseite des Altstädter Rings auf Kunden wartet. Alleiniger Inhaber ist der dreißigjährige Hermann, doch seine Frau, drei Jahre jünger, muss hier ganztags mitarbeiten, sonst wird das Geschäft nicht überleben. Den beiden bleibt wenig Zeit, selbst die Flitterwochen haben sie sich versagt, um in Prag nichts zu versäumen, und so ist auch eine Schwangerschaft nicht eben förderlich für den kaum etablierten Laden, ganz zu schweigen von Amme und Kindermädchen, die man sich von nun an wird leisten müssen.

Aber es ist ein Junge, und in einer patriarchal organisierten Welt – eine andere kennen Hermann und Julie nicht – bedeutet das männliche Kind den Garanten der Zukunft. Er ist das nächste Glied der Generationenkette, die den Einzelnen hält und führt und die seinem Tun erst überzeitlichen Sinn verleiht. Bisher wussten die Kafkas nur, dass sie sozial nach oben wollen, jetzt fühlen sie auch, dass dieses Ziel ihre eigene irdische Existenz überschreitet und damit unanfechtbar wird. Das Neugeborene ist ›Erbe‹, noch ehe ihm die ersten Schritte

gelingen, und dies keineswegs nur in den Augen der Eltern. Auch gegenüber den Verwandten, den Angestellten und Kunden hat sich die soziale Position der Kafkas von einem auf den anderen Tag verändert, es ist wie eine Beförderung, und mehr als das, denn der neue Status ist unkündbar – es sei denn durch den Tod. Doch daran will jetzt niemand denken, der Kleine ist »ein zartes, aber gesundes Kind«, wie die Mutter sehr viel später notieren wird,² er wird überleben, er wird der Erbe sein, für den wir uns opfern und um dessentwillen wir jetzt dazugehören zum großen Ganzen. Und darum ist es nur recht und billig, wenn er den Namen unseres Kaisers trägt. Ja, *Franz* soll er heißen.

Dass es ganz und gar anders gekommen ist, als die Kafkas es sich erträumten, weiß hundert Jahre später die Welt. An ihrer ersten gemeinsamen Wohnstätte wird eine Gedenktafel hängen, die nicht auf einen erfolgreichen Kaufmann verweist, sondern auf einen Schriftsteller. Die lineare Aufeinanderfolge der Generationen, welche die Familie immer aufs Neue verjüngt und in der Welt organisch verankert, wird sich als ebenso verletzlich und vergänglich zeigen wie die isolierte Existenz des Einzelnen. Hunderttausende solcher Linien werden abgebrochen, sogar gewaltsam ausgelöscht noch zu Lebzeiten von Franz Kafkas Eltern. Jenes Datum aber, der 3. Juli 1883, der für so viele Prager der Tag einer unwiderruflichen Ernüchterung und für die Kafkas der Tag des Stolzes und der Freude war – jenes Datum wird eine neue, andere Bedeutung gewinnen.

Auch Kafkas Namenspatron, der 52 Jahre alte Kaiser Franz Joseph I., verbringt diesen Tag in aufgeräumter Stimmung. Er weilt in Graz und absolviert das gewohnte Besuchsprogramm: Messe im Dom, Eröffnung einer landeskundlichen Ausstellung, Besichtigung der Feuerwehr und des Militärsitals, Empfang von Deputationen und Nobilitäten, lange Diners. Dazwischen die Lektüre einlaufender Depeschen, darunter auch einige aus Prag, wo die Tschechen – wie vorhergesehen – endlich ihren Willen bekommen haben. Aber dieses Ärgernis wird sogleich überdeckt von den Hochrufen der vollzählig aufmarschierten Grazer Bevölkerung und von erfreulicheren Pflichten, die den Kaiser wieder aufheitern. Zum Beispiel bei den steirischen Schützen, den Treuesten der Treuen, in der flaggen- und blumengeschmückten ›Landesschießstätte‹, die er nicht zum ersten Mal

besucht. Sie sind etwas übereifrig, diese Schützen, haben mit ihren ewigen Salutschüssen sogar die Pferde der kaiserlichen Karosse scheu gemacht, so dass Franz Joseph ein Machtwort sprechen muss. Doch der Empfang am Schießstand ist überwältigend, trachtengeschmückte Frauen sind auch dabei, und fesche Madeln überreichen Blumensträuße. Die Schützen aber möchten von ihrem höchsten Herrn keineswegs nur huldvolle Worte hören, nein, er soll und darf heute Hand anlegen, der Kaiser selbst soll sich am Schießstand versuchen und das allgemeine Festschießen eröffnen. Zeremoniell führt man ihn zu den vorbereiteten Büchsen, die Zuschauer warten atemlos. Zweimal visiert er die Laufende Scheibe an, einmal trifft er die Ringe, es ist eine ›Eins‹. Böllerschüsse ertönen, damit die ganze Stadt es erfährt, dann der Jubel einer tausendköpfigen Menge, endloser Jubel.

Kafka Franz, Vorzugsschüler

Alle Häfen
waren am schönsten beim Lichten
der Anker
Dagmar Nick, SCHATTENGESPRÄCHE

Es war einmal eine Dohle, die Kafka hieß, denn sie stammte aus dem Böhmischen, obgleich sie sich gegen diesen Namen immer wieder verwehrte. »Ich will nicht Kafka heißen«, sagte sie, »denn alle Namen auf ›a‹ sind Mädchennamen, Maria, Anna, Johanna, Amalia ... ich aber bin ein Mann, und ein sehr gescheiter Mann noch dazu, und deshalb musst du zu mir Kafkus sagen, wie es sich für einen gelehrten Herrn geziemt. Es ist auch zu dumm, dass sie mich die Dohle heißen, indem sie meinen Vetter Krahn der Rabe rufen, ob er nun ein Mann oder ein Mädchen ist. Ich aber lasse mir das nicht gefallen! Ich heiße Kafkus! Basta!« Er sagte aber nicht Basta, sondern Kaf-Kaf oder eigentlich Ka Ka ...

Der Erfinder dieses Märchens, der Prager Gynäkologe und Dichter Hugo Salus, wusste, wovon er sprach.¹ Denn er selbst hatte einen Großvater namens Kafka, einen Rabbiner und angesehenen Gelehrten, der vor Beginn seiner Laufbahn gemeinsam mit Franz Kafkas Urgroßvater in ein und demselben Haus in Wosek gelebt hatte und mit diesem gewiss auch verwandt war. Familiennamen sind für Kinder von nur geringer Bedeutung, werden auch erst spät erlernt, doch was ›ka-ka‹ ist, wissen schon die Kleinsten, und so bleibt kaum ein Zweifel daran, dass Salus den hämischen Ruf, mit dem die unwissende Dohle sich selbst beleidigt, nicht erfunden, sondern erinnert hat.

Dass man von völlig Fremden gehänselt oder gar attackiert werden kann, ohne dass irgendeine höhere Instanz schützend dazwischenträte, gehört zu den ersten grundlegenden Überraschungen, die jedes Kind erleidet, sobald es den sozialen Schauplatz des Klassenzimmers

betritt. Franz Kafka war ein behütetes Kind, das seine ersten sechs Lebensjahre in einem geräumigen Käfig verbracht hatte. Auch hier gab es Gegner, gewiss, aber irgendeine Appellationsinstanz war stets in Rufweite, und es gab hinreichend Gelegenheit, Klage zu führen und sich die Tränen trocknen zu lassen. An seinem ersten Schultag jedoch, am 15. September 1889, tauchte er ein in eine Schar von Leidensgenossen, von denen die meisten lauter und kräftiger, manche vielleicht klüger und einige auch besser gekleidet waren. Ein Schock, der allenfalls dadurch gemildert wurde, dass Kafka ein paar der Gesichter schon kannte. Fast alle Jungen seines Jahrgangs wohnten ja in der Altstadt, die Mehrzahl waren Juden mit Deutsch als erster Sprache. Man sah ihre Familien auf dem Ring oder sogar im Geschäft des Vaters, und es gab auch persönliche Bekanntschaften, vermittelt über die jüdische Gemeinde oder über den jüdischen Frauenverein. So waren Hugo Bergmann und Hugo Hecht, die ihre Erinnerungen an die gemeinsame Schulzeit mit Kafka Jahrzehnte später zu Papier brachten, vermutlich auch schon vorher mit ihm zusammengetroffen, und einer kannte die Spielsachen des anderen.

In den harten Bänken der ›Deutschen Volks- und Bürgerschule in Prag I‹ zählte das freilich gar nichts, hier wurde keiner gefragt, neben wem er sitzen wollte. Die Kleinen nach vorne, die Größeren nach hinten, so lautete die sture Anweisung. Einschüchternd war auch, dass man von nun an nicht einfach ›Franz‹ hieß, sondern über den vollen Vor- und Zunamen identifiziert wurde, was schon sehr an die Umgangsformen der Erwachsenen erinnerte. So auch am ersten Tag: In alphabetischer Reihenfolge las der Lehrer, ein Herr Markert, die Namen der Debütanten vor, und jeder einzelne hatte seine Anwesenheit lauthals zu melden: »Kafka Franz?« »Hier!« Augenblicke später stellte sich heraus, dass es auch noch einen »Kafka Karl« gab, was in Prag jedoch nicht allzu überraschend war.² Dann noch die Bekanntgabe einiger Spielregeln, die üblichen Ermahnungen, und das war schon alles, fürs Erste. Draußen auf dem Flur saß derweil die hochschwängere Mutter, neben ihr Frau Hecht, die auf ihren Hugo wartete. Zu viert machte man sich auf den kurzen Heimweg.

Es war nicht eben imposant, dieses neue nüchterne, vierstöckige Schulgebäude am Fleischmarkt, mit bescheidener Ausstattung und einem viel zu kleinen, für die Unterrichtspausen unbrauchbaren In-

nenhof. Aber hatte man eine Wahl? Vornehme Leute – oder solche, die es werden wollten – schickten ihre Söhne natürlich nicht auf öffentliche Volksschulen, sondern in ein privates Institut wie etwa dasjenige des Piaristenordens. So hielten es zum Beispiel die Väter von Max Brod und Franz Werfel – der eine aufstrebender Bankbeamter, der andere Fabrikant. Doch die Piaristen ließen sich ihren Ruf als Pädagogen reichlich vergüten, ihre Klassen wurden dominiert von deutschjüdischen Bürgersöhnen aus der Neustadt (die alle brav das katholische Morgengebet sprachen), und zwischen den piekfeinen Matrosenanzügen wäre der Sprössling eines Altstädter Krämers, der seiner Familie noch nicht einmal die obligatorische Sommerreise bieten konnte, gewiss nicht am rechten Platz gewesen. Auch war bekannt, dass die Lehrer der Piaristen ihr Gehalt gern durch Nachhilfeunterricht aufbesserten und dass die solcherart fließenden Honorare, als eine Art informellen Schutzgelds, von beträchtlichem Einfluss auf die Schulnoten waren. Das konnten sich die Kafkas erst recht nicht leisten. Als später Egon Erwin Kisch darüber klagte, wie es ihm als Altstädter *underdog* bei den Piaristen ergangen war – und die Kischs waren immerhin Hausbesitzer –, muss Kafka erleichtert darüber gewesen sein, dass ihm diese Peinlichkeit erspart geblieben war.³

Blieb nur noch zu entscheiden, ob der kleine Franz in deutscher oder in tschechischer Sprache unterrichtet werden sollte – eine heikle Frage, deren Für und Wider genauestens abzuwägen war. Laut Verfassung waren die beiden Sprachen im öffentlichen Leben genau gleichberechtigt, also auch in Schulen, und kein Kind durfte dazu gezwungen werden, eine zweite Sprache zu erlernen, nur um dem Unterricht folgen zu können – eine Schutzklausel, die dazu führte, dass in ganz Böhmen zwei komplette Schulsysteme parallel ausgebaut wurden.⁴ Doch das Tschechische wurde in Prag begünstigt, und die Stadtverwaltung scheute auch nicht davor zurück, im Sinne einer angestrebten ›Tschechisierung‹ Druck auf die Eltern auszuüben. Ein aufstrebender jüdischer Kaufmann, der im Einvernehmen mit den Prager Behörden seine Integration zu fördern suchte, war gut beraten, sich als loyaler Tscheche zu präsentieren, und so war es selbstverständlich, dass Hermann Kafka bei der Volkszählung von 1890 Tschechisch als seine ›Umgangssprache‹ bezeichnete. Er konnte das besten Gewissens tun, denn tatsächlich waren ja die Mehrzahl seiner Kunden (wie auch seines Personals) Tschechen, und hätte er sich of-

fensiv als ›Deutscher‹ oder gar als ›Deutschjude‹ hervorgetan, so hätte er das ökonomisch sehr bald zu spüren bekommen.

Das Deutsche andererseits galt traditionell als Bildungssprache, und noch in der tiefsten Provinz, auch in rein tschechischen Dörfern, war es seit Jahrhunderten üblich, dass Juden ihre Kinder zu deutschsprachigen Lehrern schickten – wie es ja auch Hermann selbst erfahren hatte. Deutsch war außerdem die Sprache der Macht, die Sprache Wiens, und daher war die Ausbildung auf deutschen Schulen fast unabdingbar für eine spätere Karriere als Akademiker oder für irgendeine andere ›höhere Laufbahn‹. Dachte er über seinen gegenwärtigen sozialen Status hinaus – und sein Sohn würde diesen Status weit hinter sich lassen, dessen war sich Hermann sicher –, dann bot die deutsche Erziehung eindeutig bessere Optionen und außerdem ein Umfeld, in dem die deutschjüdischen Kaufmannskinder in der Überzahl waren und wo man antisemitische Ausfälle daher nicht zu befürchten brauchte. Dass das Tschechische darüber nicht vernachlässigt und Franz auf seine eigene spätere Kundschaft bestens vorbereitet würde, dafür wollte man schon sorgen.

Ob der Sechsjährige bereits eine Ahnung davon hatte, dass die beiden Sprachen, zwischen denen er mehrmals täglich wechselte, zwei immer feindseliger sich gegenüberstehende Kulturen repräsentierten? Man muss es bezweifeln. Gewiss hatte er bemerkt, dass in dem kleinen Lebenskreis, den er überblickte, alle untergeordneten Tätigkeiten von Leuten erledigt wurden, die ausschließlich Tschechisch verstanden. Aber mit diesen Menschen war man ja nicht verfeindet, im Gegenteil, man lebte mit ihnen, als ausführende Organe hatten sie teil an der Macht des Vaters, und einige wurden von der Mutter behandelt, als gehörten sie zur Familie. Jenseits dieser familialen Binnenwelt aber gab es die Straße oder, wie man in Prag sagte, *die Gasse*, und hier herrschten, wie Franz nun sehr bald erfuhr, ganz andere Gesetze. Wenige Schritte entfernt von seiner deutschen Schule gab es ein Gebäude, vor dessen Eingang eine Büste des Pädagogen Jan Komenský (Comenius) stand, darunter die (scheinbar) unmissverständliche Aufforderung: »Ein tschechisches Kind gehört in eine tschechische Schule!« Auch das also war eine Volksschule, es war, wie sich zeigen sollte, die *Konkurrenz*, der man in der verwinkelten Altstadt schlechterdings nicht ausweichen konnte. Nationalistisch motivierte Raufbolde gab es schon unter den Jüngsten, auf beiden Seiten,

und so musste man von nun an damit rechnen, in Tätlichkeiten mit ›den Tschechen‹ verwickelt zu werden.

Kafkas Eltern wussten natürlich um die Gefahr, und wenn sie an die alles andere als robuste Physis ihres Sohnes dachten, die von nun an täglich den Unbilden der Gasse ausgesetzt war, so verspürten sie wenig Neigung, die bisherige lückenlose Überwachung zu lockern. Sie entschieden – oder wahrscheinlicher: Kafkas Mutter entschied –, den kleinen Franz von Bediensteten zur Schule bringen und auch wieder abholen zu lassen. Eine für die Kafkas außerordentlich typische, nämlich ebenso wohlmeinende wie erzieherisch blinde Maßnahme. Denn schon nach wenigen Tagen war Franz der Einzige in der Klasse, der den kurzen und verkehrstechnisch ungefährlichen Schulweg nur unter Aufsicht zurücklegen durfte, der Einzige, der sich nicht zumindest für ein paar Minuten auf dem unmittelbar an der Schule gelegenen Fleischmarkt, in Durchhäusern und versteckten Höfen herumtreiben durfte. Was bei den Piaristen üblich war – dort verlangte es der Standesdünkel, den eigenen Kindern Angestellte mitzugeben –, wirkte in der gewöhnlichen Volksschule nur präventiv und stempelte den allzu Behüteten zum Außenseiter und Muttersöhnchen.

Noch Jahrzehnte später erinnerte sich Kafka an diesen Schulweg mit äußerstem Unbehagen. Denn mittels elterlicher Fürsorge war hier auch noch die letzte Lücke geschlossen worden zwischen der häuslichen Machthierarchie, in der er den letzten Rang einnahm, und der ebenso hierarchischen Ordnung, die ihm in der Schule begegnete. Es war, als gingen häusliche und öffentliche Macht unmittelbar ineinander über, ohne den dazwischen verbleibenden schmalen Spielraum, den die anderen Kinder genossen. Und dass es dabei noch lange blieb, dafür sorgten nicht nur die Eltern, sondern auch die tschechische Dienstmagd Františka, die ihre befristete Befehlsgewalt über den Sohn des Prinzipals mit offenbar quälerischem Behagen ausübte.

»Unsere Köchin, eine kleine trockene magere spitznasige, wangenhohl, gelblich, aber fest, energisch und überlegen führte mich jeden Morgen in die Schule. Wir wohnten in dem Haus, welches den kleinen Ring vom grossen Ring trennt. Da gieng es also zuerst über den Ring, dann in die Teingasse, dann durch eine Art Torwölbung in die Fleischmarktgasse zum Fleischmarkt hinunter. Und nun wiederholte sich jeden Morgen das Gleiche wohl ein Jahr lang. Beim Aus-dem-Haus-treten sagte die Köchin, sie werde dem Lehrer erzählen, wie unartig ich zuhause gewesen bin. Nun war ich ja wahrscheinlich

nicht sehr unartig, aber doch trotzig, nichtsnutzig, traurig, böse und es hätte sich daraus wahrscheinlich immer etwas Hübsches für den Lehrer zusammenstellen lassen. Das wusste ich und nahm also die Drohung der Köchin nicht leicht. Doch glaubte ich zunächst, dass der Weg in die Schule ungeheuer lang sei, dass da noch vieles geschehen könne (aus solchem scheinbaren Kinderleichtsinn entwickelt sich allmählich, da ja eben die Wege nicht ungeheuer lang sind, jene Ängstlichkeit und totenaugenhafte Ernsthaftigkeit) auch war ich, wenigstens noch auf dem Altstädter Ring, sehr im Zweifel, ob die Köchin, die zwar Respektsperson aber doch nur eine häusliche war, mit der Welt-Respekts-Person des Lehrers überhaupt zu sprechen wagen würde. Vielleicht sagte ich auch etwas derartiges, dann antwortete die Köchin gewöhnlich kurz mit ihren schmalen unbarmherzigen Lippen, ich müsse es ja nicht glauben, aber sagen werde sie es. Etwa in der Gegend des Einganges zur Fleischmarktgassee [...] bekam die Furcht vor der Drohung das Übergewicht. Nun war ja die Schule schon an und für sich ein Schrecken und jetzt wollte es mir die Köchin noch so erschweren. Ich fieng zu bitten an, sie schüttelte den Kopf, je mehr ich bat, desto wertvoller erschien mir das, um was ich bat, desto grösser die Gefahr, ich blieb stehn und bat um Verzeihung, sie zog mich fort, ich drohte ihr mit der Vergeltung durch die Eltern, sie lachte, hier war sie allmächtig, ich hielt mich an den Geschäftsportalen, an den Ecksteinen fest, ich wollte nicht weiter, ehe sie mir nicht verziehen hatte, ich riss sie am Rock zurück (leicht hatte sie es auch nicht) aber sie schleppte mich weiter unter der Versicherung auch dieses noch dem Lehrer zu erzählen, es wurde spät, es schlug 8 von der Jakobskirche, man hörte die Schulglocken, andere Kinder fiengen zu laufen an, vor dem Zuspätkommen hatte ich immer die grösste Angst, jetzt mussten auch wir laufen und immerfort die Überlegung: »sie wird es sagen, sie wird es nicht sagen« – nun sie sagte es nicht, niemals, aber immer hatte sie die Möglichkeit und sogar eine scheinbar steigende Möglichkeit (gestern habe ich es nicht gesagt, aber heute werde ich es ganz bestimmt sagen) und die liess sie niemals los.«⁵

Darf man solche Anekdoten beim Wort nehmen, sind Kafkas Briefe eine verlässliche Quelle in eigener Sache? Unverkennbar ist die epische Formung, der er seine Erinnerungen unterwirft: Er will erzählen, er macht es spannend. Doch ebendiesem literarischen Impuls ist es zu verdanken, dass er die in der Erinnerung bewahrten Eindrücke nicht einfach aufreht und visualisiert, sondern sogleich auf ihren biographischen Kern zurückführt. Dieser Kern ist die Erfahrung von Macht und Unterwerfung, wobei er zwei Verfahren der Machtausübung besonders hervorhebt, Techniken des Zugriffs, die er als zentrale Motive seines literarischen Werks noch vielfach variieren wird. Zum einen

die Grenzverwischung zwischen Privatem und Öffentlichem: Mit deprimierender Selbstverständlichkeit wird der Lehrer und mit ihm die gesamte Institution Schule als verlängerter Arm der häuslichen (und keineswegs nur väterlichen) Befehlsgewalt in Anspruch genommen, und so erscheint es Franz auch völlig glaubhaft, dass der Herr Markert sich mit dem größten Interesse seinen häuslichen Unarten widmen würde – wenn er denn davon erführe. Dazu tritt, zweitens, die dauernd aufrechterhaltene Drohkulisse, die den Delinquenten lähmt, indem sie ihn einer Orgie von Strafphantasien ausliefert. Welche konkreten Maßnahmen der Lehrer ergreifen wird, wenn sich herausstellt, dass in seiner Klasse ein sechsjähriger Verbrecher sitzt ... Die unerbittliche Františka braucht es gar nicht auszumalen, denn dieses imaginäre Szenario hält den Übeltäter ganz von selbst in seinem Bann. Und da es niemals zur entscheidenden Probe kommt, bleibt ihm sogar die moralische Atempause versagt, welche die vollzogene Strafe immerhin verschaffen würde. Die Drohung wirkt stärker als ihre Ausführung, eine einfache Maxime der ›Schwarzen Pädagogik‹, im Bürgertum des 19. Jahrhunderts beliebt und verbreitet und auch bei den Kafkas, wie das Personal offenbar genau beobachtet hatte, mit Erfolg praktiziert. Noch Jahrzehnte später hegte Kafka gegen diese Machtspiele unter dem Deckmantel der Erziehung einen derartigen Groll, dass er die Begegnung mit einem seiner früheren Kindermädchen rundweg verweigerte. »Warum hat sie mich so schlecht erzogen«, schrieb er, »ich war doch folgsam, sie sagt es jetzt selbst ... ich war von ruhiger Gemütsart und brav. Warum hat sie das nicht für mich ausgenützt und mir eine bessere Zukunft vorbereitet.«⁶

Die lähmende Übermacht des Schuldbewusstseins, die Kafka in seiner Abrechnung mit dem Vater so advokatorisch beredsam schilderte, das fortwährende Anschwellen des moralischen Schuldenbergs erst gegenüber den Eltern und schließlich gegenüber der ganzen Welt – all das gehört wahrscheinlich zu einer späteren Entwicklungsstufe und ist der bereits sublimierte Ausdruck eines viel tiefer reichenden Angstsyndroms. Was der Sechsjährige verspürte, war nicht vorrangig Schuld, sondern reine Angst – Angst vor Schlägen, vor dem Gebrüll und der physischen Überlegenheit des Vaters, Angst vor der Abwendung der Mutter, vor dem Alleinsein. Kafka lernte früh, dass eine Situation, die Angst erzeugt, prinzipiell nicht gut ausgehen kann. Entweder der gefürchtete Hieb erfolgt tatsächlich – aber zu körper-

lichen Übergriffen kam es ja bei den Kafkas höchst selten –, oder man wird begnadigt, aber nur vorläufig und unter weiteren Drohungen. Was in diesem Kraftfeld der Angst gänzlich fehlte, war die Erfahrung des Gelingens, der glücklichen Bewältigung, des *Freispruchs* – nicht nur deshalb, weil der Vater grundsätzlich kein Lob erteilte, sondern vor allem, weil die immer nur ängstlich erfüllte (oder übererfüllte) Pflicht nicht als eigene Leistung begriffen wurde und daher auch nicht mit Stolz erfüllt.

Diese Angst nun schleppte der Sechsjährige in die Schule ein – darin bestärkt zunächst durch die Köchin, die den Lehrer zum Stellvertreter des Vaters beförderte, dann durch den vierteljährlichen Akt der Notenvergabe, der ja ebenfalls über die Köpfe der Schüler hinweg an die Eltern gerichtet war. Kafka wollte es nicht in den Sinn – und daran änderte sich während seiner gesamten schulischen Laufbahn nur wenig –, dass die Institution Schule gar nicht den Wert eines Menschen erfasst und benotet, sondern gewisse spezialisierte Fähigkeiten und dass daher über Erfolg und Misserfolg hier andere Kriterien entscheiden als im Binnenraum der Familie. Aber was der Vater ihm verkündete, war doch ein ›Nicht genügend‹ in Permanenz, folglich musste ihm das Gleiche auch in der Schule widerfahren, es konnte anders nicht sein. Denn wenn Erziehung wesentlich eine »Verschwörung der Großen« ist – so brachte Kafka später diese grundlegende Erfahrung auf den Begriff –, dann war ein sachlicher Gegensatz zwischen Vater und Lehrer undenkbar.⁷ Hoffen konnte man allenfalls darauf, dass all das Schlechte, das dem Gottvater offen vor Augen lag, dem Lehrer noch für einige Zeit verborgen blieb, und ebendiese letzte Hoffnung war es, welche die Köchin zu zerstören suchte – mit dem boshaften Wissen um die empfindlichste Stelle. Was bedeuteten demgegenüber wirkliche Noten, Belobigungen, Versetzungen?

»Niemals würde ich durch die erste Volksschulklasse kommen, dachte ich, aber es gelang, ich bekam sogar eine Prämie; aber die Aufnahmeprüfung ins Gymnasium würde ich gewiss nicht bestehn, aber es gelang; aber nun falle ich in der ersten Gymnasialklasse bestimmt durch, nein, ich fiel nicht durch und es gelang immer weiter und weiter. Daraus ergab sich aber keine Zuversicht, im Gegenteil, immer war ich überzeugt – und in Deiner abweisenden Miene hatte ich förmlich den Beweis dafür – dass, je mehr mir gelingt, desto schlimmer es schliesslich wird ausgehn müssen. Oft sah ich im Geist die schreckliche Versammlung der Professoren (das Gymnasium ist nur das ein-

heitlichste Beispiel, überall um mich war es aber ähnlich), wie sie, wenn ich die Prima überstanden hatte, also in der Sekunda, wenn ich diese überstanden hatte, also in der Tertia u.s.w. zusammenkommen würden, um diesen einzigartigen himmelschreienden Fall zu untersuchen, wie es mir, dem Unfähigsten und jedenfalls Unwissendsten gelungen war, mich bis hinauf in diese Klasse zu schleichen, die mich, da nun die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich gelenkt war, natürlich sofort ausspeien würde, zum Jubel aller von diesem Albdruck befreiten Gerechten. Mit solchen Vorstellungen zu leben ist für ein Kind nicht leicht. Was kümmerte mich unter diesen Umständen der Unterricht? Wer war imstande aus mir einen Funken von Anteilnahme herauszuschlagen? Mich interessierte der Unterricht und nicht nur der Unterricht, sondern alles ringsherum in diesem entscheidenden Alter etwa so, wie einen Bankdefraudanten, der noch in Stellung ist und vor der Entdeckung zittert, das kleine laufende Bankgeschäft interessiert, das er noch immer als Beamter zu erledigen hat. So klein, so fern war alles neben der Hauptsache.«⁸

Wäre Hermann Kafka dieses späte, an ihn adressierte Bekenntnis tatsächlich vor Augen gelangt, es hätte seinen eigenen Erinnerungen so eklatant widersprochen, dass er das Kind, von dem hier die Rede ist, wohl gar nicht wiedererkannt hätte. Denn von der ersten Klasse an war Franz ein lernwilliger, angepasster, von den Lehrern wohlgelittener Schüler, ein sogenannter ›Vorzugsschüler‹ mit weit überdurchschnittlichen Noten, dessen Versetzung niemals auch nur im entferntesten in Frage stand.⁹ Bestnoten in Lesen, Schreiben, Rechnen, Anschauungsunterricht, Religion, Gesang und Turnen, nicht zu vergessen Fleiß und Sittliches Betragen und eine ›Zwei‹ lediglich in Zeichnen: So sah das abschließende Zeugnis des ersten Schuljahres aus. Auch das Dienstpersonal, das den Jungen unter Aufsicht hielt, bis die Eltern abends aus dem Geschäft kamen, konnte nur bestätigen, dass er eifrig bei der Sache war. Erstaunlich, diese Energie in einem so zarten Körper. Dass er mehr aus Angst als aus Neugier oder Ehrgeiz lernte, hätten Hermann und Julie indessen sehr leicht bemerken können. Ob es sie ernstlich beunruhigt hätte, muss man bezweifeln. Denn nach ihrer Auffassung – der Auffassung des bürgerlichen 19. Jahrhunderts – war Erziehung vor allem ein Akt der Formens und Zähmens, und die Liebe zu den Kindern war eine lobenswerte Zugabe.

Es bedeutete gewiss eine Entlastung für den Sechsjährigen, dass er seinen ersten öffentlichen Auftritt in einem vertrauten und homogenen Milieu zu bewältigen hatte: Knapp zwei Drittel seiner Schick-

salsgenossen waren Söhne deutschjüdischer Geschäftsleute, fast alle wohnten in der Altstadt und waren zweisprachig, es gab in der Klasse kein einziges Arbeiterkind, keinen Ghettobewohner, keinen Adligen.¹⁰ Doch die Entscheidung für einen Schulunterricht in deutscher Sprache forderte auch ihre Opfer, wie den Kafkas spätestens beim Anlass des ersten Elternabends bewusst geworden sein muss: Nicht einmal einen Direktor gab es hier, weil dafür die Mittel fehlten. Öffentliche deutsche Schulen wurden von der tschechisch dominierten Stadtverwaltung nur widerwillig instand gehalten, Pläne zum weiteren Ausbau wurden sabotiert, und so herrschten hier Zustände, die nicht nur mit dem Reichsschulgesetz kollidierten, sondern auch unvereinbar waren mit den pädagogischen und hygienischen Standards der Zeit. Gewiss, auch Kinder aus bürgerlichen Verhältnissen waren es (noch) gewohnt, verhältnismäßig kleine Räume mit anderen teilen zu müssen. Doch die Weigerung der Gemeinde, neue Planstellen für deutsche Lehrer zu schaffen, machte den Unterricht phasenweise zur Qual: Zwischen achtzig und neunzig Jungen drängten sich anfangs in Kafkas Klasse, ab dem dritten Jahr stieg diese Zahl auf über hundert, so dass man gezwungen war, die Schüler in parallele Klassen aufzuteilen, ohne sie räumlich immer trennen zu können. Auch an Frosttagen war es unmöglich, in den überfüllten Räumen die Fenster fortwährend geschlossen zu halten, und immer wieder wurden die Kinder mit irgendwelchen Aufgaben sich selbst überlassen, weil sich der Lehrer um eine andere Klasse zu kümmern hatte – im selben Raum. Schon der Erstklässler Franz musste mehrmals wöchentlich auch noch am Nachmittag zur Schule, was gar nicht zulässig, aufgrund der pädagogischen Unterversorgung jedoch unvermeidlich war. Und es kamen ja immer weitere Fächer hinzu: Sprachlehre und Rechtschreibung im 2. Jahr, Naturgeschichte und Geographie im 3. Jahr, schließlich der fakultative Unterricht in Tschechisch, den Franz nach dem Willen der Eltern auf keinen Fall versäumen sollte (er erhielt durchgehend »sehr gut«) und der ebenfalls am Nachmittag erteilt wurde. Am Ende saß er wöchentlich volle 27 Stunden in seiner engen Bank (entsprechend heutigen 36 Unterrichtsstunden), und wenn er nach vier Uhr endlich entlassen wurde – manchmal war es schon dunkel –, dann erwarteten ihn nicht Freiheit und Kameradschaft, sondern die am häuslichen Esstisch zu erledigenden Hausaufgaben.

Erinnerungen an den Unterricht am Fleischmarkt hat Kafka nicht

hinterlassen, doch wie die Vermittlung von Wissen unter derartigen äußeren Bedingungen vorstättend, kann man sich unschwer vorstellen: Es war ein Pauk-Unterricht, und die Leistungskontrolle beschränkte sich auf mechanisches Abfragen. Eine trostlose Veranstaltung, gemessen selbst an den damaligen didaktischen Vorgaben. Doch wie und wann sollten die überlasteten Lehrer derart zusammengepferchter Klassen auf die Eigenarten oder Lernschwächen einzelner Schüler eingehen? In jedem Unterrichtsfach blieben ihnen pro Schüler und Jahr genau acht Minuten Zeit, zwischen den schriftlichen Benotungen also jeweils zwei Minuten – diesen absurd anmutenden Wert errechnete im Jahr 1896 eine offenbar von Juristen formulierte deutsche Denkschrift.¹¹ Das war gelinde übertrieben, traf aber das Wesentliche. Tatsächlich erzeugten die Vielzahl der Fächer, die überquellenden Schulklassen und die allzu häufigen Zeugnisse einen niemals endenden Stress, im Grunde eine permanente Prüfungssituation – und damit genau jene autoritative Druckkammer, die der Sechsjährige schon auf dem morgendlichen Schulweg fürchtete, ja wahrscheinlich noch früher, als er das beunruhigende Gebäude nur von Ferne bäugte hatte. Es war das erste, jedoch keineswegs das letzte Mal in seinem Leben, dass Imagination und gesellschaftliche Wirklichkeit auf unheilvolle Weise zusammenschossen, sich wechselweise bestätigten und intensivierten. Und Kafkas spätere Auffassung, dass das Imaginäre kein bloßes Schattenreich, sondern ein Kosmos ganz aus eigenem Recht sei, hat eben hier seine Wurzeln, im frühesten Anprall der großen Welt, die den imaginären Schrecken immer nur zu bestätigen scheint.

Gelegenheit zu durchgreifender Erholung gab es nur einmal im Jahr, während der langen Sommerferien von Anfang Juli bis Mitte September. Aus späterer Zeit ist dokumentiert, dass sich die Kafkas während der heißesten Wochen mit Vorliebe in einfachen Sommerfrischen nahe Prag einmieteten – das sparte Kosten und ließ außerdem die Möglichkeit, regelmäßig in die Stadt hineinzufahren und das ›Gas-sengeschäft‹, das natürlich geöffnet blieb, unter Kontrolle zu halten. Sehr wahrscheinlich sah der Lebensrhythmus der Familie auch schon zu Kafkas Volksschulzeit genauso aus: Eine andere, naturnähere Umgebung – nicht sonderlich aufregend, doch mit gewissen Freiheiten – durfte man ausschließlich im Sommer genießen, während die gesamte übrige Zeit des Jahres völlig gleichförmig verlief. Selbst an Sonntagen

kam es ja vor, dass sich die Eltern über Stunden im Geschäft aufhielten, und ein Besuch der öffentlichen Badeanstalt, gemeinsam mit dem nichtschwimmenden Vater, der dort eigentlich nur Bier trinken wollte, war dann schon ein Ereignis.

Erziehung als Formung widerstrebenden Materials: Eine Alternative dazu war keinem je in den Blick geraten, nicht dem Vater, nicht seinem Sohn, und die relative Duldsamkeit der Mutter galt ja nicht eigentlich als Erziehung, sondern eher als deren Verhinderung. Dass es auch Spielarten maskuliner Autorität gibt, die mit einem ganz anderen, menschlicheren Antlitz durchaus vereinbar sind, erfuhr Kafka erst in der Schule, zu einem Zeitpunkt freilich, da es für ihn offenkundig zu spät war.

In der dritten und vierten Klasse wurde er von einem schon leicht ergrauten Mann namens Mathias Beck unterrichtet, einem pädagogisch sehr engagierten jüdischen Lehrer, der nebenbei eine kleine Pension für Schüler ›mosaischen Glaubens‹ unterhielt.¹² Natürlich wurde auch in seinen Stunden das übliche Pauk-Programm absolviert, doch Beck war an den Kindern menschlich interessiert, beobachtete ihre Entwicklung, sprach mit ihnen auch außerhalb des Unterrichts – was noch durchaus ungewöhnlich war – und beriet ihre Eltern. Beck verstand es trotz allem Zeitdruck, persönliche Beziehungen aufrechtzuerhalten und die Zuneigung der Schüler in Motivation umzumünzen. So forderte er sie beispielsweise kurz vor Verlassen der Volksschule auf, ihn im folgenden Jahr zu Hause zu besuchen und ihre ersten gymnasialen Zeugnisse zu präsentieren – für ihn gewiss lehrreich, was seine pädagogischen Prognosen betraf, für die Schüler jedoch ein zusätzlicher Ansporn. Tatsächlich nahm dann Kafka gemeinsam mit seinem Freund Hugo Bergmann diese Einladung an – was sie vorzuweisen hatten, war gut genug, um sich selbst bis ins Allerheiligste vorzuwagen, in die private Sphäre einer Autoritätsperson. Um freilich Kafkas hierarchisches Bild der Welt und die davon imprägnierte Angst noch irgend in Frage zu stellen, dazu genügte auch Becks Einfluss nicht mehr. Im Alter von zehn Jahren wusste Kafka bereits, dass Anpassung und Vermeidung durchaus brauchbare Überlebensstrategien waren, er war damit durchgekommen, und jemanden wie den Lehrer Beck gab es auf dem Gymnasium ohnehin nicht.

Dass ›Kafka Franz‹ den Sprung auf die höhere Schule schließlich geschafft hatte, ohne Schaden zu erleiden, nahm Beck vermutlich mit Erleichterung auf. Denn obwohl er mit den Leistungen des Jungen mehr als zufrieden sein konnte, hatte er doch beobachtet, dass Kafka physisch anfällig, wenig durchsetzungsfähig und in seiner körperlichen Entwicklung ein Nachzügler war. Überdurchschnittlich viele Tage war er dem Unterricht ferngeblieben, auch in den ersten Klassen schon, als er die üblichen Kinderkrankheiten durchgemacht hatte, und noch immer war er das »zarte Kind«, als das auch die Mutter ihn später in Erinnerung behielt. Würde er eine weitere Erhöhung des Leistungsdrucks schon verkraften? Vier Jahre Volksschule plus ein Jahr ›Bürgerschule‹ waren die Norm, um ins Gymnasium zu gelangen;¹³ wer schon nach vier Jahren wechseln wollte, konnte das nur über den Weg einer Aufnahmeprüfung. »Lassen Sie ihn noch in die fünfte Klasse gehen«, sagte Beck zu Kafkas Eltern, »er ist zu schwach, solche Überhertzung rächt sich später.«¹⁴ Das war natürlich in den Wind gesprochen. Ein Vorzugsschüler, der freiwillig zwischen all den Minderbegabten ein volles Jahr lang hockenblieb und überdies noch unnötige Kosten verursachte – das hätte niemand in der weitläufigen Familie verstanden. Und was hätten die beiden Hugos dazu gesagt, Bergmann und Hecht, deren Eltern es ebenso eilig hatten? Kam nicht in Frage. Religion, Rechnen und Deutsch waren die Gegenstände der nicht übermäßig schwierigen Aufnahmeprüfung, keine wirkliche Hürde für die drei, auch wenn mindestens einer von ihnen entsetzliche Angst hatte.

Jahrzehnte später, als Kafka sich an den Ratschlag des scharfsichtigen Herrn Beck erinnerte, musste er ihm recht geben. Die Über-eilung hatte sich gerächt, fand er, und noch in einem ganz anderen, schlimmeren Sinn, als der Lehrer es damals gemeint hatte. Keine bloß körperliche, eine geistige Hetzjagd war es gewesen, welche die äußere und die innere Zeit schließlich immer weiter auseinanderdriften und die Schuljahre wie einen Traum vorüberfliegen ließ. Noch der beste, einfühlsamste Pädagoge hätte Derartiges unmöglich vorhersehen können, und so geschah es auch dem Lehrer Beck, dass er, ohne es zu bemerken, eine fatale Vorhersage äußerte. Einen »prophetischen Spass« nannte es sein ehemaliger Schüler, der mittlerweile noch viele weitere Prüfungen bestanden hatte und den man nun als ›Herrn Doktor‹ grüßte. Doch da war der Lehrer lange schon begraben.